

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 9

Artikel: Meine Freundin Liane : ... und andere Schlangen-Erlebnisse aus Brasilien
Autor: Christinat, Jean-Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meine Freundin Liane

... und andere Schlangen-Erlebnisse
aus Brasilien

Von Jean-Louis Christinat

Der junge Genfer Jean-Louis Christinat hat uns bereits in den Nummern vom Dezember 1963, Januar und April 1964 seine abenteuerliche Fahrt zu den Erigpactsa-Indianern im Urwald Brasiliens geschildert. Als diese Berichte erschienen, war er schon wieder in Südamerika für das Genfer Musée et Institution d'Ethnographie. Diesmal wandte er sich der Erforschung bereits zivilisierterer Indianer in Peru zu. Vor seiner Erigpactsa-Reise hatte Christinat in jahrelanger Tätigkeit die Höhlenforschung in Brasilien begründet. Um seine Unternehmungen zu finanzieren, übernahm er mit seinen brasilianischen Mitarbeitern auch allerhand Arbeiten im Urwald für die Regierung.

Red.

Es ging darum: geeignete Steinvorkommen zu finden, für das Steinbett der großen neuen Straße von Rio nach Bahia. Dabei hatten wir auch recht ungemütliche Arbeitskameraden: Giftschlangen.

Giftzähne auf dem Urwaldpfad

Am häufigsten in jenen Gegenden ist die Klapperschlange. Sie ist graubraun mit schwarzen Zeichnungen auf dem Rücken, hat einen gelblichweißen Bauch und Schuppenringe am Schwanzende. Diese erzeugen ein Geräusch wie von Kastagnetten, so daß man im letzten Augenblick noch vor einem drohenden Angriff – oft doch zu spät – gewarnt wird. Die Wunde, nicht größer als zwei Nadelstiche, verursacht keinen Schmerz.

Einmal kam ich gerade dazu, wie eine 30jährige Frau am ganzen Körper zitterte. Sie hatte um drei Uhr nachmittags Holz gesucht in der Caatinga, dem struppigen Niederwald der Gegend von Bahia – barfuß. In den trockenen Ästen hatte sich eine Klapperschlange verborgen und sie in die Wade gebissen.

Der Unfallort war nicht weit vom Weiler entfernt. Ein Bewohner hatte einen Vorrat von Serum. So hatte die Frau schon nach kaum zehn Minuten eine Spritze bekommen. Eine Viertelstunde danach hatte sie zu klagen begonnen, sie sähe nicht mehr klar, die Augen täten ihr weh und ihr Nacken werde langsam steif – die typischen Wirkungen des Klapperschlängengifts.

Nun, etwa vierzig Minuten nach dem Biß, war sie blind, hatte gräßliche Schmerzen, bekam kalte Schweißausbrüche und starb.



... mit den 14 Kilo der Boa auf dem Rücken ...

Die Spritze war bereits zu spät gewesen! Also stets eine solche bei sich tragen! Es gab ja noch viele andere giftige Herrscher dieser dürren Erde: die manchmal über drei Meter lange Surucucu, die Jararaca, Jaracaçu, Urutu, Caissaca, und wie sie alle heißen.

Dank unserer Vorsicht und viel Glück wurden wir aber in meinen ganzen Brasilienjahren nie von einem solchen Tier gebissen. So wurde ich wieder leichtsinnig ...

Es war 1964, in Peru, im Wald des oberen Inambari auf 1100 Meter Höhe – ausgerechnet am 1. August. Ich machte Photo-Aufnahmen in einem Bambuswald, um eine Dokumentation über die Gegend zusammenzustellen. Ich ging mit dem Stativ auf dem Pfad rückwärts, um mit dem Sucher den besten Ausschnitt ins Auge zu fassen.

Die Schlange placierte ihre Giftzähne genau, wo der Stoff meines rechten Schuhs ein Loch hatte. Es war eine Viper, in der Ortssprache Jergon. Nahe bei unserer Basis hatte ich kein Serum auf mir. Aber zur Rückkehr hätte ich den Fuß mit Hilfe eines Kabels durchqueren müssen, und man darf sich nicht bewegen, wenn man von einer Giftschlange gebissen wurde, um nicht das Zirkulieren des Giftes anzuregen.

Ich zog den Schuh aus und vertiefte die Wunde mit dem Jagdmesser, um sie bluten zu machen. Während zehn Minuten sog ich daran und spuckte das Blut aus. Dann wartete ich auf Symptome. Die einzigen Folgen blieben leichte Kopfschmerzen während zwei Tagen.

Ich hatte offenbar alles Gift aus der Wunde sau-

gen können. Oder aber die Giftdrüsen waren nicht gefüllt gewesen beim Angriff. Wenn die Schlange zum Beispiel eben eine Ratte gebissen und verschluckt hatte, kurz bevor man auf sie tritt, hat das Gift nicht Zeit gehabt, sich genügend neu zu bilden.

Von einer Anakonda angegriffen

Im allgemeinen können sich die giftlosen Schlangen schneller fortbewegen als die giftigen. Während diese Lichtungen vorziehen, trifft man die giftlosen am meisten in den Wäldern und Lianendickichten.

Mit der Parelheira oder Lianenschlange, die sich von anderen Schlangen nährt, wurde ich näher bekannt. Ich schlug gerade eine Spur in ein Lianenlabyrinth – mit nacktem Oberkörper, denn es hat keine Mücken in Bahia. Man erstickte fast vor Hitze. Plötzlich fiel mir etwas Bläulich-Schwarzes von 120 Zentimeter Länge auf die Schultern.

Ich glaube, das Reptil hatte ebenso Angst wie ich! Es muß auf einem Ast geschlafen haben und von meinen Buschmesser-Schlägen aus dem Gleichgewicht geraten sein. Es biß in meine linke Schulter, ließ sich auf den Boden fallen und verschwand. Ich sah, daß es keine Giftschlange war. Es genügte, die Wunde sofort zu desinfizieren wie irgend eine Schramme.

Nur der Einschnitt der kleinen Sägezähne an der Schulter blieb lang sichtbar. Daß aber auch giftlose Schlangen, sogar kleinere, gefährlich werden können, hatte ich bereits erlebt – glücklicherweise erst nach zehn Monaten Urwald-Erfahrung.

Mittag im Dschungel des Mato Grosso ... Stunde der Siesta nach der Mahlzeit. Leise schaukeln die Hängematten im Schatten einiger Palmen. Vögel, Katzen, alles sucht ein wenig Kühle in feuchten Verstecken ... Nur die großen Anakonda und die Krokodile genießen die Hitze unter den Strahlen des Königsgestirns ...

Das Lager wird plötzlich durch die Schreie Kaloukumas aus seiner Schläfrigkeit gerissen ... «Jean...! Jean...! Die Piroge ist weg!»

In einem Satz renne ich ans Ufer, wo ich José vorfinde, den die Schreie des Indianers auch aufgeschreckt haben ... Tatsächlich, kein Boot. Während der Nacht hatte ein heftiges Gewitter den Fluß anschwellen lassen. Wenn wir die Piroge endgültig verlieren, sind wir von der übrigen Welt abgeschnitten. Die Strömung ist ziemlich stark, und ungefähr

zwölf Kilometer weiter unten mündet der Fluß in die majestätischen Wasser des Kuluene. Die letzten Regenfälle haben die Flußufer auf weiten Strecken in Sumpf verwandelt ...

José schaut mich an ... «Jean, du weißt, was zu tun bleibt?» Er ist alt – es ist an mir ...

In fünf Minuten bin ich in den Badehosen, einen Dolch im Gürtel. José drückt mir die Hand. Der Fluß ist voll von gefrässigen Piranhas, Lianen und gefallenen Bäumen ... und ich schwimme los, als ob ich am Genfer Strand wäre! Aber unser Boot verlieren ist noch schlimmer.

Die Sonnenstrahlen brennen so, daß ich gezwungen bin, von Zeit zu Zeit zu tauchen, um meinen Kopf zu erfrischen. Noch nie habe ich meine Kräfte mit einer so langen Strecke auf die Probe gestellt. Bei jeder Flußbiegung hoffe ich sehnüchtig, das kleine Fahrzeug zu entdecken, von einem Baum aufgehalten ... Papageien krächzen im Blätterwerk.

Sicher schon über zwei Kilometer! Ich muß doch ein wenig ausruhen. Ich schwimme gegen das Ufer und fasse Fuß auf einer Sandbank, die von Algen überwuchert ist, bis zur Brust im Wasser.

Gerade als ich tauchen will, um meine Verfolgung wieder aufzunehmen, bewegt sich ein Körper unter meinem Fuß und ich verliere das Gleichgewicht. Sofort ringelt sich etwas Muskulöses und Rauhes um mein Bein ... Ich habe nur einen Gedanken: ruhig Blut bewahren!

Ich ziehe im Tauchen meinen Dolch aus der Scheide. Obwohl das Wasser durch die Bewegung der Algen getrübt ist, unterscheide ich die beigen und schwarzen Ringe einer Anakonda. Es nützt nichts, wahllos auf diese Schlange, sozusagen nur Muskeln, einzustechen – man muß den Kopf treffen. Es ist ein Junges, wohl nicht dicker als meine Wade, aber seine Kraft genügt, um mit meinem übermüdeten Körper fertig zu werden.

Das Wasser steht etwa einen Meter hoch. Ich vermag wieder Fuß zu fassen und aufzustehen. Ich atme ein und tauche wieder ... Ich habe Glück. Es gelingt mir, ihren Hals zu ergreifen, ohne daß sie mich beißt, und ihr beinahe den Kopf vom Leib zu hauen.

Sofort löst sich ihre Umschlingung, und ein zweiter Messerheb köpft sie vollends. Mit Mühe ziehe ich den muskulösen Körper ans Ufer, wo ich auf den Boden sinke, vom Kampf erschöpft. Wäre es, nachdem Blut geflossen war, nicht so glatt gegangen, ich

läge wohl von Piranhas zerfetzt am Grund des Flusses...

Nach einer langen Ruhepause hisse ich die Schlange auf einen Baum, zum Schutz vor den Ameisen. Meine Gedanken kehren zum Boot zurück, das schon weit fort sein muß... weiterschwimmen kommt wegen der Piranhas nicht in Frage: das Wasser ist gerötet vom Blut. Also zu Fuß! Bei einer Krümmung entdecke ich das Boot, in die Äste eines in den Fluß gefallenen Baumes verwickelt. Ich erreiche es in einigen Zügen.

Bei Nachteinbruch komme ich zurück mit der Anakonda. José umarmt mich. Die Schlange misst 2 Meter 75.

Die Geschichte von Manuel

In Brasilien spielen die Riesenschlangen eine geheimnisvolle Rolle wie der Yeti an den Hängen des Himalaya. Über die größte, eben die Anakonda, dort Sucuri genannt, schreibt eine Broschüre des Butantan Instituts von São Paulo: «Sie... erreicht bis 12 Meter Länge, kann ein Wildschwein, ein junges Kalb oder einen Menschen verschlingen.» Die Wissenschaft hält 9 Meter für gesichert, für 12 sei der Beweis nicht eindeutig erbracht... Nun, es gibt zweifellos in diesen verlassenen Gegenden, wo die Natur allmächtig ist, Arten von außergewöhnlichem Ausmaß: 4 Meter hohe Farnkräuter, 3 Zentimeter lange Ameisen und Spinnen von 12 Zentimeter Durchmesser...

Die Anakonda spielt eine große Rolle im Leben der Eingeborenen des oberen Xingu. Sie verwenden sie als Thema ihrer Malereien und Zeichnungen. Auch wird ihr Fett bei rituellen Aderlässen gebraucht; die Krieger wenden es bei frischen Wunden an und glauben sich damit die Kraft des ungeheuren Reptils anzueignen. Der Schwanz gehört, auf einen Stab gesteckt, zu gewissen Tänzen.

Wenn die Eingeborenen eine kleine Anakonda am Grund eines Gewässers erkennen, tauchen sie, packen sie hinter dem Kopf und ziehen sie ans Ufer. Als ich bei den Kamayura-Indianern des oberen Xingu war, erzählten mir unerschrockene Krieger dennoch zitternd von der «großen Schlange», die im nahen See hauste. Keiner war bereit, mich im Boot dorthin zu führen! Die Spur der Anakonda, die ich persönlich in der Umgebung des Sees gemessen hatte, war 25 Zentimeter breit... Ich hielt es für klüger,

umzukehren. Die größte Anakonda, die ich in einem Wald sehen konnte, war annähernd 7 Meter lang...

Mein Freund Manuel im Dorf Planalto Baio nahm sein Messer vom Tisch und steckte es sorgfältig in seinen Gürtel. Er zündete seine selbstgemachte Zigarette an. Indem er seine Ellbogen auf einer rohen Holzplanke aufstützte, wandte er sich an seine Gefährtin: «Mach mir einen sehr starken Kaffee, Ritinha... Viel Pulver und wenig Rapadura (Rohrzucker)!» Ein Geruch von Rauch vom feuchten Holz breitete sich in der Küche aus.

«Jetzt kommt die Geschichte, Schweizer», wandte sich Manuel an mich. «Der Ochs, braun mit zurückgebogenen Hörnern, war ungefähr dreijährig... Wenn dieser verfluchte Ast ihm nicht das rechte Auge durchgestochen hätte... Aber für den Bauern ist ein verkrüppeltes Tier zu nichts mehr nütze, und es verbrachte also seine Zeit wiederkäuend in Sumpfregionen.

Im Wasser versteckt, den Schwanz um eine Wurzel gerollt, wartet eine Anakonda auf ihr Opfer. Nur der plattgedrückte Kopf ragt dunkel und unbeweglich hervor, als schwimmendes Holzstück getarnt.

Eh, Ritinha, kommt er, dieser Kaffee?

Wo war ich? Ja, eine Anakonda, die ihr Maul auf die Schnauze eines Ochsen klebt, läßt nicht mehr los. Verfehlt sie ihr Opfer, muß sie den Standort wechseln, weil kein Tier hierher zurückkommt, um zu trinken. Die Nachricht verbreitet sich auf den Weiden, von Kuh zu Kuh, übertrieben und ausgeschmückt wie jede wichtige Geschichte...

Unsere Anakonda hatte den Sehfehler des Unglücklichen bemerkt, seine Größe abgeschätzt und war zufrieden mit seiner Magerkeit: weniger Fleisch, dafür auch weniger Arbeit!

Das erste Mal war der Ochse nicht allein. Beim zweiten Mal war er unbegleitet, blieb aber an der Uferböschung. Beim dritten trank er sehr schnell. Aber das vierte Mal stand er bis zur Mitte der Beine in den Wellen, wo sich der Mond spiegelte...

Ah! da ist der Kaffee...!

Die Anakonda also tauchte so behutsam, daß nicht eine Blase den blauschwarzen Spiegel des Wassers zerstörte. Auf dem Schlamm des Grundes kam sie näher... näher, immer auf der Seite des blinden Auges ihres sorglosen Opfers...

Ein Auge nur, doch genug, um den Tod in diesem an seiner Schnauze festgeklammerten Rüssel zu sehen. Gewißheit des gräßlichsten Schicksals: im Ra-

chen einer Anakonda enden... Maul mit Saugnäpfen... eine Gier, der nichts widersteht, aus den Tiefen von zehn Meter Hunger...

Du weißt, Suiço, ein bahianischer Ochse ist kühn aus Tradition. Bevor er gar keine Luft mehr hatte, beugte er seinen Kopf und versuchte, den Hals der Schlange auf dem Lehm zu halten, mit den Hufen darauf herumtrampelnd. Doch eine Anakonda ist beweglicher als ein Aal und weicher als Gummi.

Der Ochse erinnerte sich nun der Zeit, da er den Karren zog. Mit einer gewandten Bewegung der Hörner zwang er die Schlange, sich daran aufzurollen, drehte sich um und floh galoppierend aus dem Sumpf.

Aber der Schwanz des Reptils ist immer noch um die Wurzel gewunden. Der Ochs galoppiert... die Anakonda dehnt sich... wird dünner... aus ihren zehn Metern werden fünfzehn. Der Ochse, den Hals eingeengt, beinahe ohne Luft, muß anhalten.

Jetzt zieht die Anakonda ihr Opfer zu sich, wird wieder kürzer und dicker. Am Ufer lockert sie – ein finsterer Scherz – ihre Anspannung ein wenig... Der Ochse atmet auf, weicht von neuem zurück, die Schlange dehnt sich... Er hält ermattet an. Seine Widersacherin zieht ihn wieder zurück!

Das Spiel wiederholte sich drei oder viermal, bis der Ochse zu brüllen begann. Das war das Ende. Die schwarzen Wasser des Sumpfes schlossen sich über Schlange und Opfer zusammen.

«Aber sag mir, Manuel, hätte der Ochse gerettet werden können, wenn du früher angekommen wärest?»

«Nein, Suiço. Er wird verrückt, sogar wenn er davonkommt. Man kann nur warten. Das Reptil braucht Tage für die Verdauung, und da kann man es leicht töten. Noch einen Kaffee, Suiço?»

Verrat in einer Mondscheinnacht

Einige Monate später. Tief gebückt bewegte ich mich vorwärts unter den niederer Ästen eines Murissi, jenes typischen Palmbaums der Caatinga. Mit nacktem Oberkörper, das Buschmesser in der Hand, verfolgte ich auf dem steinigen Boden eine Bergkristall-Ader. Plötzlich blieb mein Lederhut an einem Ast hängen. Als ich den Kopf hob, fand ich mich dem ihren gegenüber! Ich kann nicht sagen, wer von beiden verblüffter war... Nun, ich war es, der ihre Siesta gestört hatte – und ich entschuldigte mich, indem ich einige Schritte zurückwich.

Eine feine schwarze, gegabelte Zunge schnellte unruhig aus ihrem halbgeöffneten viereckigen Maul aus und ein. Langsam begannen sich ihre braunroten Körperringe zu bewegen, glitten dem Stamm entlang, dann auf den Boden. Es war ein beinahe zwei Meter langes Weibchen. Die Art erreicht vier Meter.

Junge Boa fressen Hasen, Ratten, Vögel und Frösche, die ausgewachsenen verschlingen ohne weiteres ein Reh. Wer beweist aber, daß eine gut behandelte Schlange nicht eine ausgezeichnete Freundin werden könne? So dachte ich. Ich wußte, daß das möglich ist – mit sehr jungen Tieren.

Mit einem gegabelten Ast gelang es mir, sie in den Sack aus starkem Stoff zu bringen, der eigentlich für mineralogische Muster bestimmt war. In der Basis diente ihr eine Kiste als provisorisches Logis. Eine Kröte war die erste Nahrung, die sie würdevoll zurückwies.

Ich hatte Liane – so taufte ich sie – nicht der Wildnis entrissen, um ihren Horizont auf Kistenwände zu beschränken. Bald gewöhnte ich sie, herauszukommen, um ihr neues Reich, den Garten der



13. August – 8. September 1966

Schweizerisches Festspielorchester
Wiener Philharmoniker
Cincinnati Symphony Orchestra
Festival Strings Lucerne
Collegium Musicum Zürich
Chor des belgischen Rundfunks
Kammersprechchor Zürich
Wiener Oktett
Quartetto italiano

Programm und Auskünfte:

Internationale Musikfestwochen, 6002 Luzern oder deren Vorverkaufsstellen

Basis, kennenzulernen. Die zartesten Poulets kaufte ich für sie lebend auf dem Markt... Sie würdigte sie keines Blickes, und so kam ich zu weiterer «Gesellschaft»...

Manchmal ging ich mit ihren 14 Kilogramm um meinen Hals hinaus in den nahen Wald, die Gerüche der Caatinga einzuschlürfen. Wenn ich sie auf den Boden legte, blieb sie einige Minuten unbeweglich. Dann kroch sie langsam bis zum nächsten Baum. Sie zog sich bis zu den ersten Ästen hinauf und installierte sich dort schlecht und recht, während ich mich am Fuß ihres Höhensitzes niedersetzte und sie beobachtete. Wenn es Zeit zur Rückkehr war, ergriff ich sie hinter dem Kopf und sie nahm wieder Platz auf meinen Schultern.

Eines Morgens erwachte Liane sehr schlechter Laune. Als ich meine Hand vorstreckte, um sie wie jeden Tag aus der Kiste zu heben, erhob sie sich, gespannt wie eine Spiralfeder. Ich ließ nicht locker. Da streckte sie sich blitzschnell aus und öffnete einige Zentimeter vor meinem Gesicht ein riesiges Maul!

Bah... sagte ich mir, wir alle haben schlechte Augenblicke.

Es war indessen ein erstes Anzeichen, daß Liane vielleicht doch zu alt war, um sich zähmen zu lassen. Öfter versuchte sie nun, sich um mich zu winden und mich zu beißen. Sie, diese in den ersten Tagen so ruhige Gefährtin! Wieder einmal, als ich sie aus der Kiste hob, warf sie sich blitzgeschwind mit offenem Rachen auf mich. Ihre Zähne hinterließen kleine Streifen auf meiner Haut. Erst nach einem unvergesslichen Nahkampf auf dem Sandboden war es mir gelungen, sie unbeweglich festzuhalten.

An einem Montagabend öffne ich die Türe zum Garten und gehe für einige Augenblicke hinaus, um

den Vollmond und die glitzernden Sterne zu bewundern. Dort bei der Mauer kann ich die Kiste sehen, in der Liane schläft. Zwei große Steine liegen auf dem Deckel. Das Mondlicht hüllt die Bananenbäume in einen milchigen Schleier. Plötzlich läßt mich mein sechster Sinn, den man sich nach Monaten im Dschungel erwirbt, nach vorn springen – im gleichen Augenblick ertönt hinter meinen Absätzen das charakteristische Pfeifen der wütenden Boa.

Liane, zusammengerollt, zum Angriff bereit! Kalter Schweiß rinnt mir den Rücken hinunter. Es war ihr gelungen, den Deckel ihrer Kiste aufzustoßen, und im Schatten hat sie auf den günstigen Moment gewartet. Mit einem Lasso – nach einer schwierigen Verfolgung durch alle Winkel des Gartens – gelingt es mir schließlich, sie in ihr Lager zurückzuspedieren.

Ein einheimischer Bauer aus meiner Bekanntschaft bot sich mir an, die Schlange zu töten und mir die Haut abzukaufen. Doch das Schicksal, das ich Liane vorbestimmt hatte, war anders.

An einem sonnigen Nachmittag lud ich ihre Kiste auf meinen Jeep. Weit hinter uns haben wir die Häuser und die Menschen gelassen – die Menschen, die Boa töten! Dann habe ich die Kiste auf den Rücken genommen. Im tiefen Wald habe ich sie auf den Boden gestellt und geöffnet... Liane ist herausgekrochen, überrascht. Schnell hat sie sich in Angriffsstellung zusammengerollt. Als sie gesehen hat, daß ich mich nicht rührte, ist sie davongeglitten, dem nächsten Dickicht, der Freiheit zu. Ihre braunen Flecken haben sich unter die Blätter gemischt.

Als ich bei einem Tobel vorbeigefahren bin, habe ich die Kiste weggeworfen, die Liane als Behausung gedient hatte – meiner Freundin Liane.

KURT EMMENEGGER

136 Seiten, kart. Fr. 7.60

QN wusste Bescheid

Erstaunliche Informationen eines Schweizer Nachrichtenmannes aus den Kulissen des Hitler-Krieges

«Thurgauer Zeitung»: «... spannend und vorzüglich dokumentiert... keine Abwehrromanze, die von der Phantasie ihres Autors lebt... bis zur letzten Zeile ein authentischer Bericht... Einblick in eine Sphäre, die nur die unmittelbar Beteiligten kannten.» — «Emmenthaler Blatt»: «... spiegelt ausgezeichnet die Atmosphäre der Kriegsjahre, beleuchtet die Schwierigkeiten der Nachrichtenbeschaffung und Verifizierung... Lektüre stellenweise geradezu elektrisierend...» — «Schweizer Soldat»: «... von schwach gewordenen Politikern und von höchsten Offizieren, anscheinend durchaus bereit, mit den Machthabern in Deutschland zu kollaborieren... das schmale, aber inhaltsschwere Buch... auch Männer, bereit, sich für die Schweiz unter Gefahr an Leib und Leben einzusetzen... aufsehenerregende Erfolge...»